

Jan Timmer **VERTRAUEN** Eine
Ressource im politischen
System der
römischen
Republik



Vertrauen

Campus Historische Studien
Band 74

Herausgegeben von Rebekka Habermas, Heinz-Gerhard Haupt,
Stefan Rebenich, Frank Rexroth und Michael Wildt

Wissenschaftlicher Beirat
Ludolf Kuchenbuch, Jochen Martin, Heide Wunder

Jan Timmer, PD Dr. phil., ist Akademischer Rat auf Zeit
an der Universität Bonn.

Jan Timmer

Vertrauen

Eine Ressource im politischen System
der römischen Republik

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungsfonds Wissenschaft der VG Wort

ISBN 978-3-593-50698-2 Print
ISBN 978-3-593-43647-0 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2017 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Umschlagmotiv: Römische Münze mit Darstellung der »Fides«, der Personifikation
des Vertrauens, der Treue und des Eides © www.kuenker.de

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH
Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Vorwort.....	7
1. Einleitung	9
2. Vertrauen im politischen System der römischen Republik.....	31
2.1 Das politische System der römischen Republik.....	32
2.1.1 Forschungsüberblick.....	32
2.1.2 Das Funktionieren des politischen Systems	34
2.1.3 Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen von Akteuren in Verhandlungssystemen	56
2.1.4 Stärken und Schwächen von nicht-formalisierten Verhandlungssystemen	73
2.2 Vertrauen im politischen System	81
2.2.1 Vertrauen und die primären Handlungsdispositionen	83
2.2.2 Vertrauen und die Senkung von Transaktionskosten	84
2.2.3 Vertrauen als Teil gesellschaftlicher Selbstbeschreibung.....	86
2.2.4 Vertrauen als Grundlage von Macht.....	89
2.2.5 Nachteile von Vertrauen im politischen System.....	101
2.2.6 Zusammenfassung: Vertrauen und politisches System.....	103
3. Grundlagen von Vertrauen.....	105
3.1 Vertrautheit und die Disposition zu vertrauen.....	106
3.1.1 Vertrautheit	107
3.1.2 Die Disposition zu Vertrauen und der Sozialisationsprozess	118
3.2 Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit.....	133
3.2.1 Vertrauen, Vertrauenswürdigkeit und die Darstellung des eigenen Selbst.....	135

3.3	Vertrauen in der Gruppe.....	168
3.3.1	Bezugsgruppen.....	170
3.3.2	Die Konstitution der Gruppe.....	185
3.3.3	Die Interaktion in der Gruppe	203
3.4	Institutionalisierung von Misstrauen.....	219
3.4.1	Formen institutionalisierten Misstrauens im politischen System..	220
3.4.2	Das Recht als Grundlage der Ermöglichung von Vertrauen	226
3.5	Aktives Vertrauen.....	244
3.5.1	Vertrauenswürdigkeit testen.....	246
3.5.2	In Vorleistung treten.....	248
3.5.3	Durch Vertrauen binden	252
3.5.4	Grenzen des Vertrauens	254
4.	Vertrauenserosion und die Entstehung von Misstrauen	257
4.1	Misstrauen.....	258
4.1.1	Grundlagen von Misstrauen.....	260
4.1.2	Misstrauen beschränken	267
4.2	Das Ende der Republik und das Misstrauen	279
5.	Zuviel Vertrauen? – Abschließende Überlegungen.....	285
6.	Quellen und Literatur	288
6.1	Quellen	288
6.2	Literaturverzeichnis	291

Vorwort

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung meiner Habilitationsschrift, die im Sommersemester 2015 von der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn angenommen wurde.

Gedankt sei an dieser Stelle den Gutachtern Peter Geiss, Karl-Joachim Hölkeskamp, Winfried Schmitz, Rudolf Stichweh und Konrad Vössing für ihre Mühe und viele weiterführende Hinweise, den Herausgebern für die Aufnahme in die Reihe »Historische Studien«, der VG Wort für die finanzielle Unterstützung, die den Druck des Buches ermöglichte, und schließlich allen Freunden und Kollegen, die in den letzten Jahren in ganz verschiedener Weise die Entstehung der Arbeit begleitet haben.

Bonn, im August 2016

Jan Timmer

1. Einleitung

Am Vorabend des Bürgerkrieges, im Dezember des Jahres 50 v.Chr. und ein weiteres Mal am 1. Januar 49 v.Chr., tagte in Rom der Senat, um einen Ausweg aus der verfahrenen Situation zu finden. Der Konflikt zwischen Caesar und Teilen der Senatorenschaft, insbesondere derjenige mit Pompeius, stellte für alle offensichtlich eine ernsthafte Bedrohung für den Frieden dar. Die Möglichkeit eines bewaffneten Konflikts war ebenso greifbar wie von weiten Teilen des Senats und der Bürgerschaft gefürchtet.

Den Bürgerkrieg, auf den es hinauslief, wollte niemand. Gefunden werden musste also ein Kompromiss, der den Interessen der Konfliktparteien so weit wie möglich entsprach, sie gleichzeitig wieder in die Bahnen senatorischer Politik, also der Herstellung von Entscheidungen durch Verhandlungen, die mit Einmütigkeit endeten, zurückholte und beiden schließlich die Möglichkeit bot, bei dem Verzicht, der mit jedem Kompromissvorschlag einhergehen musste, ihr Gesicht zu wahren. Chancen für einen solchen Kompromiss wurden durchaus gesehen. So schrieb Cicero am 17. Dezember an seinen Freund Atticus:

»Über die *res publica* bin ich in großer Besorgnis, habe bisher auch kaum jemanden gefunden, der nicht der Meinung gewesen wäre, man solle lieber Caesar gewähren, was er fordere, als es zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen zu lassen.«¹

Und an anderer Stelle heißt es:

»Mich tröstet nur das eine, dass ich ihn, dem sogar seine persönlichen Feinde ein zweites Konsulat und das Glück eine solche Machtstellung gewährt haben, nicht für so verrückt halte, dass er all das aufs Spiel setzt.«²

1 Cic. Att. 7,6,2 (übers. v. H. Kasten) *de re publica valde timeo, nec adhuc fere inveni qui non concedendum putaret Caesari quod postulare potius quam depugnandum.*

2 Cic. Att. 7,4,2f. (übers. v. H. Kasten) *nihil me aliud consolatur nisi quod illum, cui etiam inimici alterum consulatum, fortuna summam potentiam dederit, non arbitror fore tam amentem ut haec indidicrimen adducat.*

Eine mögliche Chance auf Einigung lag vor allem darin, dass die beiden Kontrahenten auf ihre Zugriffsmöglichkeiten auf Truppen verzichteten. Diese Lösung schien plausibel, und beide Konfliktparteien formulierten entsprechende Angebote. In einem Brief an den Senat, in dem Pompeius die Leistungen Caesars lobte, erklärte er sich bereit, die Macht, die er ohnehin nur widerstrebend angenommen habe, an den Senat zurückzugeben.³ Auch auf der Seite Caesars wurde die Option, auf die Legionen zu verzichten, um den Frieden zu wahren, diskutiert.⁴ Curio forderte den Truppenverzicht von beiden Protagonisten und setzte zu diesem Thema sogar eine Abstimmung in der oben erwähnten Senatssitzung im Dezember durch.⁵ Das Ergebnis war eindeutig. Der Senat, der hierin eine Chance auf Frieden sah, stimmte dem Vorschlag zu. 370 Senatoren votierten für den gleichzeitigen Rücktritt von Pompeius und Caesar, nur 22 stimmten dagegen.⁶ Implementiert werden konnte die Entscheidung aber nicht. Einen letzten Versuch unternahm Caesar in der Sitzung vom 1. Januar. Er ließ Curio dem Senat in einem Brief noch einmal sein Angebot überbringen. Nach einer Aufzählung aller seiner Verdienste forderte er, entweder bis zur Wahl seine Provinzen behalten zu können, oder die gleichzeitige Niederlegung des Heeresbefehls durch alle Kommandoinhaber.⁷

Ähnlich klingende Kompromissangebote der Protagonisten von Konfliktparteien und die Zustimmung weiterer Beteiligter sind grundsätzlich eine gute Ausgangsposition, um am Ende von Verhandlungen auch zu einer Einigung zu gelangen. Zu dieser kam es bekanntlich aber nicht. Am 10. Januar 49 v. Chr. überschritt Caesar den Rubicon und eröffnete damit den Bürgerkrieg.⁸ Alle Vorschläge, auf den Zugriff auf Militär zu verzichten, hatten nicht gefruchtet. Es begann ein Krieg, den niemand wollte, aber viele beförderten, den viele erwarteten und der doch alle überraschte, ein Krieg, der schließlich eine Alternative zu einer alternativlos erscheinenden Ordnung bringen sollte. Das letzte Kapitel der Geschichte der römischen Republik hatte begonnen.

Die Frage, warum zwischen den Streitparteien kein Kompromiss mehr möglich war und warum sich die Geschichte der Republik auf ihr Ende hin

3 App. BC 2,109.

4 Cic. fam. 8,14,2.

5 Vgl. zum Verlauf der Senatssitzung Gelzer 2008, S. 157f.

6 Cass. Dio 40,64,1–4; Plut. Pomp. 58,6–10; Plut. Caes. 30,1f.; App. BC 2,118–121.

7 App. BC 2,127; Cass. Dio 41,1,1; Cic. fam. 16,11,2.

8 Caes. civ. 1,5,5.

bewegte, lässt sich bekanntlich auf ganz unterschiedliche Art und Weise beantworten.⁹

Beginnt man bei den Quellen, so ist zu fragen, ob die Bereitschaft zum Kompromiss überhaupt gegeben war, ob die Akteure also tatsächlich ins Auge fassten, ihre Zugriffschancen auf das Militär in welchem Maß auch immer aufzugeben und sich wieder in die Gemeinschaft des Senats einzuordnen, um den drohenden Bürgerkrieg zu vermeiden, oder ob es sich lediglich um Ablenkungsmanöver handelte, die die Schuld an dem Ausbruch des Konflikts dem jeweiligen Gegner zuschieben sollten.¹⁰ Ebenso ließe sich – für den Historiker selbstverständlich wenig befriedigend – behaupten, dass das Scheitern der Suche nach einer Einigung weitgehend Zufall war, durchaus Einigungsmöglichkeiten vorhanden waren, die durch kontingente Ereignisse – zu denken wäre etwa an die schwere Krankheit des Pompeius im Sommer / Herbst 50 v.Chr.,¹¹ die zum einen Verhandlungen mit Caesar erschwerte, zum anderen durch die Dankfeste, die seine Gesundung begleiteten, diesem einen unzutreffenden Eindruck vom Rückhalt, den er in Italien genoss, vermittelten – nicht wahrgenommen werden konnten.¹² In der Perspektive der klassischen Politikgeschichte müsste mit dem Wirken großer Männer – im vorliegenden Fall also vor allem mit den langfristigen Plänen des Pompeius und Caesars – argumentiert werden.¹³

Aus strukturgeschichtlicher Perspektive kann man sicher zu recht argumentieren, dass die Republik ohnehin ohne Zukunft gewesen sei: Langfristige Prozesse wie die Extensivierung der *res publica* hätten keinen Raum für

9 Vgl. grundsätzlich: Hölkeskamp 2009 sowie die darin enthaltenen Beiträge von Uwe Walter (Walter 2009) und Martin Jehne (Jehne 2009).

10 Gerade für Pompeius wird bereits in den Briefen Ciceros an einem wirklichen Willen zu einer Übereinkunft mit Caesar gezweifelt (Cic. Att. 7,4,2), was sich nicht zuletzt auf die Nachrichten vom schlechten Zustand des Heeres Caesars zurückführen lässt (Plut. Pomp. 57,7–9; Plut. Caes. 29,5f.). Gleiches gilt, trotz der anderslautenden Versicherungen im *bellum civile*, auch für Caesar.

11 Cic. fam. 8,12,2; Cic. Att. 6,3,4.

12 Vgl. zu den Reaktionen auf die Genesung des Pompeius Cic. Tusc. 1,86; Cass. Dio 41–6,3f.; zur Wahrnehmung des Pompeius Plut. Pomp. 57,5: *Ὅπου γὰρ ἄν, ἔφη, τῆς Ἰταλίας ἐγὼ κρούσω τῷ ποδὶ τὴν γῆν, ἀναδύσονται καὶ πεζικαὶ καὶ ἵππικαὶ δυνάμεις*. Zu den Folgen für eine Fehleinschätzung der Situation Dingmann 2004, S. 77.

13 Girardet 1983, S. 227–235; Girardet 2001, S. 209; Girardet 1996, S. 217–251; Welwei 1996; Samotta 2009, S. 390–395. In diesem Rahmen ist auch auf die Ausführungen von E. Gruen zu verweisen, der, wenn auch nicht als Vertreter einer klassischen Politikgeschichte zu verstehen, ebenfalls die Rolle des Bürgerkrieges betont: Gruen 1995a.

Alternativen gelassen, das politische System selbst und die in ihm zur Herstellung kollektiv verbindlicher Entscheidungen genutzten Verfahren hätten dazu geführt, dass gesellschaftlich knappe Ressourcen in den Händen immer weniger Akteure akkumuliert wurden, was mit der auf Egalität hin ausgerichteten Aristokratie schlichtweg unvereinbar gewesen sei. Der Bürgerkrieg sei ledig der letzte Schritt in einem Prozess der Machtmonopolisierung gewesen. Die Frage, warum nun genau 50/49 v.Chr. keine Übereinkunft mehr gelang, wird aus dieser Perspektive letztlich irrelevant.¹⁴

Die skizzierten Antwortmöglichkeiten besitzen ihre Berechtigung, schließen sich zum Teil noch nicht einmal grundsätzlich aus. Es sind aber nicht die einzigen Antworten, um die Ereignisse, die zum Bürgerkrieg führten, zu erklären. Hinzufügen ließe sich beispielsweise eine weitere, die im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen soll: Das, was den Akteuren am Vorabend des Bürgerkrieges fehlte, war Vertrauen, und zwar auf drei Ebenen:

Zunächst einmal vertrauten die entscheidenden Akteure einander nicht: Caesar misstraute den Beweggründen des Pompeius, Pompeius misstraute denjenigen Caesars. Die Senatoren misstrauten eigentlich beiden, hatten aber Verpflichtungen.¹⁵

Die Vertrauenskrise ging aber über dieses Misstrauen zwischen einzelnen Akteuren weit hinaus. Wenn es zu dem beschriebenen Kompromiss hätte kommen sollen, so hätte es eines Garanten bedurft, der die vereinbarungsgemäße Implementierung überwacht und sichergestellt hätte, der die partikularen Interessen der Konfliktparteien wieder eingebunden, sie in die auf

14 So schrieb bereits Montesquieu 1749: »Da die Republik notwendigerweise untergehen musste, war es nur noch die Frage, wie und durch wen sie gestürzt werden würde [...]« (Montesquieu 1962, S. 84). Vgl. aus der Fülle ebenfalls strukturgeschichtlich argumentierender Arbeiten etwa: Heuss 1998, S. 130–271; Jehne 1987; Jehne 2000a; Jehne 2003; Linke 2005, bes. S. 140f.; Meier 1978; Meier 1997.

15 Vgl. zum Misstrauen Caesars die einleitenden Kapitel des *bellum civile* (bes. Caes. civ. 1,1–11); das Misstrauen des Pompeius ist aufgrund des weitgehenden Fehlens von ego-Dokumenten schwerer zu belegen. Die Bereitschaft, Anfang Dezember den Befehl über die in Capua stationierten Legionen zu übernehmen, wird man aber wohl als Indiz für ein latentes Misstrauen werten dürfen (App. BC 2,122). Auch in der Caesar-Vita Suetons wird an der fraglichen Stelle das Misstrauen des Pompeius gegenüber Caesar deutlich (Suet. Jul. 30,2). Zur Einschätzung der Situation durch Cicero etwa Cic. Att. 7,4,2. Für das Misstrauen des Senats beiden Protagonisten gegenüber spricht auch das bereits zitierte Ergebnis der Abstimmung am 1. Dezember 50 v.Chr. Zur Rolle von Verpflichtungen innerhalb der Aristokratie für die politische Praxis der späten Republik Meier 1997, S. 7–23.

Egalität hin ausgerichtete Gemeinschaft der römischen Meritokratie zurückgeholt und der als Hüter des Gemeinwohls fungiert hätte. In der Logik des politischen Systems der römischen Republik wäre diese Rolle wohl dem Senat zugefallen, aber das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit dieser Institution war seit langem erschüttert. Bereits 91 v.Chr. hatte der Konsul Philippus erklärt, mit dem Senat könne man keine Politik machen, und die Ereignisse der folgenden 40 Jahre – und insbesondere der letzten davon – waren wohl wenig geeignet, diesen Eindruck rückgängig zu machen.¹⁶

Schließlich mangelte es auch ganz grundsätzlich an Systemvertrauen, also Vertrauen darauf, dass das politische System überhaupt noch in der Lage sei, gesellschaftlich knappe Güter entsprechend der erbrachten Leistung (also fair) zu verteilen, ein Fehlen von Vertrauen, das in Caesars Begründung für den Ausbruch des Bürgerkriegs zum Ausdruck kommt und das – völlig parallel – bei Cassius Dio auch für Pompeius überliefert ist.¹⁷

Wenn sich aber das Ende der Republik als Folge der Erosion des benötigten Vertrauens konzeptionalisieren lässt, dann folgt daraus im Umkehrschluss zwangsläufig die Frage, welche Rolle Vertrauen für das Funktionieren des politischen Systems der römischen Republik spielte: Warum war das politische System der römischen Republik auf Vertrauen angewiesen? Wie wurde das benötigte Vertrauen erzeugt und stabilisiert, und was geschah dort, wo Vertrauen erodierte? Dies sind die Leitfragen, denen im Folgenden nachgegangen werden soll.

16 Cic. de orat 3,2: *ut enim Romam rediit extremo ludorum scaenicorum die, vehementer commotus oratione ea, quae ferebatur habita esse in contione a Philippo, quem dixisse constabat videndum sibi esse aliud consilium; illo senatu se rem publicam gerere non posse, mane Idibus Septembribus et ille et senatus frequens vocatu Drusi in curiam venit; ibi cum Drusus multa de Philippo questus esset, rettulit ad senatum de illo ipso, quod in eum ordinem consul tam graviter in contione esset invecus.* Zur Veränderung der Wahrnehmung des Senats von einem Hüter des Gemeinwohls hin zu einer Partei im Kampf um Ehre und Macht vgl. Jehne 2013a.

17 Die Differenz von eigener Leistung und Anteil am Ertrag, vor allem in Gestalt der Zuteilung von *dignitas*, die Caesar in civ. 1,9,2 zur Begründung des Bürgerkriegs heranzieht, ist immer wieder diskutiert worden. Dabei geht es nicht um die Frage, ob Caesar seine *dignitas* über die *res publica* gestellt habe oder nicht, wie dies beispielhaft in der Auseinandersetzung zwischen Raaflaub und Ruelbein behandelt wird (Raaflaub 1974; dagegen Ruelbein 1996; mit einem Überblick über die Forschungsdiskussion Morstein-Marx 2009). Vielmehr ist zu betonen, dass, wenn die Funktion des politischen Systems in der Produktion von Entscheidungen über die Verteilung gesellschaftlich knapper Güter liegt, das Auseinanderdriften der Beteiligung an Produktions- und Verteilungsdimension die Legitimität des Systems grundsätzlich in Frage stellt (vgl. dazu unten Kap. 2.1.3). Zur Systemkritik des Pompeius vgl. Cass. Dio 39,24,3.

Vertrauen als Ansatz zur Erklärung von Phänomenen besitzt Konjunktur. Die Zeiten sind sicherlich vorbei, in denen Niklas Luhmann feststellen musste: »Vertrauen ist nie ein Thema des soziologischen Mainstream gewesen. Weder die klassischen Autoren noch moderne Soziologen verwenden den Terminus in einem theoretischen Zusammenhang.«¹⁸ Zunehmende Unsicherheit, ein wachsendes Bewusstsein für die Risikohaftigkeit menschlichen Handelns und die Komplexität moderner Gesellschaften, die zumindest partiell gewonnene Einsicht, dass sich das Verhalten von Systemen – insbesondere auch von Märkten – nicht als Ergebnis des nutzenmaximierenden Handelns informierter Akteure allein konzeptionalisieren lässt, die Beobachtung der Erosion der Grundlagen sozialer Kooperation und schließlich wohl auch die grundsätzliche Hinwendung zu »weichen Faktoren« im Zuge der kulturalistischen Wende haben seit dem Beginn der 90er Jahre ein breites Interesse an »Vertrauen« geweckt.¹⁹

Weitgehend gemein ist allen Ansätzen, dass mit Vertrauen die Annahme bezeichnet wird, dass das Verhalten des jeweils Anderen in einer bestimmten Situation und in Bezug auf einen bestimmbaren Sachverhalt das eigene Interesse mitberücksichtigen wird, und dies, obwohl die Information, um zu dieser Erwartung zu gelangen, nicht hinreichend und das Vertrauen mit erheblichem Risiko behaftet ist. Vertrauen reduziert damit, wie Niklas Luhmann formuliert hat, soziale Komplexität. Allgemein formuliert,

»schafft [sc. Vertrauen] stabile Rahmenbedingungen für Handlungs- und Interaktionsprozesse (sozial) und dient als zentraler Mechanismus der Kontinuierung sozialer Ordnung und des Aufbaus sowie der Aufrechterhaltung stabiler sozialer Beziehungen (zeitlich).«²⁰

Daneben bestehen z.T. erhebliche Differenzen, wie dies in Hinblick auf die sehr unterschiedlichen Theoriekontexte, innerhalb derer Vertrauen thematisiert wurde, auch zu erwarten ist. Zu verweisen wäre hierbei etwa auf

18 Luhmann 2001, S. 143.

19 Vgl. aus der umfangreichen Literatur zum Vertrauen: Endreß 2010; Luhmann 2000; Möllering 1999; Möllering 2005a; Offe 2001; Nooteboom 2003; Preisendörfer 1995; Schaal 2004; speziell zur Bedeutung der kulturalistischen Wende: Sztompka 1999, S. ix; zur Forschungsgeschichte allgemein: Endreß 2002, S. 10–52.

20 Endreß 2002, S. 11.

die Theorien rationalen Handelns,²¹ die Strukturationstheorie,²² systemtheoretische²³ oder neo-institutionalistische Ansätze.²⁴ Umstritten ist dabei das Ausmaß der Reflexion bzw. umgekehrt der Grad der Habitualisierung,²⁵ die Frage, ob Vertrauen nur anderen Menschen oder auch Institutionen oder ganzen Systemen entgegengebracht werden kann,²⁶ die Rolle objektivierbarer Interessen für das Schenken von Vertrauen,²⁷ oder schließlich die Bedeutung, die der Risikohaftigkeit des Vertrauenshandelns zugeschrieben wird.²⁸

Mit Blick auf diese Differenzen ist es notwendig, zunächst einige Vorbemerkungen zur Theoriebildung und der Verwendung des Begriffs zu formu-

21 Vgl. etwa die Arbeiten von Russel Hardin oder Diego Gambetta: Hardin 1991; Hardin 1998a; Hardin 1998b; Hardin 2002; Hardin 2004; Hardin, 2011; Hardin/Cook 2001; Gambetta 1988; Gambetta/Hamill 2005; Gambetta/Bacharach 2001.

22 Giddens 1996.

23 Luhmann 2000; Luhmann 2001.

24 Möllering 2005a; Möllering 2006; Zucker 1986.

25 Luhmann hat Vertrauen als reflexiven Akt konzipiert, und so ist Vertrauen auch im Rahmen von Theorien rationaler Wahl, aber auch im Kontext der Strukturationstheorie verstanden worden. Auf die hohe Bedeutung einer Disposition, durch die Vertrauen für selbstverständlich gehalten und dementsprechend unreflektiert vertraut wird, haben vor allem neo-institutionalistische Ansätze verwiesen; vgl. zum Problem Möllering 2006, S. 51–76. Daneben spielt unreflektiertes Vertrauen eine wichtige Rolle bei M. Endreß, der diesen Bereich noch einmal in habituelles und fungierendes Vertrauen, d.h. ein Grundvertrauen zum Anderen und zur Welt, das auch durch Enttäuschung kaum zu beschädigen ist, unterteilt (Endreß 2002, S. 69f.; Endreß 2012, S. 84).

26 Baurmann 2002, S. 107–132; als Beispiel für die Beschränkung von Vertrauen auf interpersonale Beziehungen Frevert 2014, S. 31–47; vgl. mit grundsätzlichen Überlegungen auch Hartmann 2001, S. 14–16.

27 Wenig überraschend wird die Bedeutung objektivierbarer Interessen vor allem dort hervorgehoben, wo Vertrauen als Folge rationaler Wahl behandelt wird. Besonders Russel Hardin hat die Existenz von »encapsulated interests« zur notwendigen Vorbedingung von Vertrauen erhoben; vgl. die Literatur in Anm. 21.

28 Den Punkt hat bereits Luhmann betont, und er spielt in der Literatur eine wichtige Rolle, wenn er auch nicht unumstritten geblieben ist. Gebraucht wird die Voraussetzung gegen Modelle, in denen rationale Akteure miteinander interagieren und ihren möglichen Gewinn berechnen. Wenn man nun annähme, dass das Risiko nicht höher sein müsste als der potentielle Gewinn, so stellt sich die Frage, warum es überhaupt Vertrauen braucht, bzw. worin eigentlich die Spezifik von Vertrauen liegt. Ist der potentielle Gewinn höher als das zu befürchtende Risiko bei Defektion, so wird sich der rational verhaltende Akteur immer auf die Interaktion einlassen. Nicht Vertrauen, sondern Berechnung veranlasst ihn dazu. Gleichwohl hat etwa M. Endreß mehrfach Kritik an der Bedingung geübt (Endreß 2002, S. 33).

lieren. Die folgenden Ausführungen lehnen sich dabei weitgehend an Überlegungen von Guido Möllering an, der das Phänomen aus neo-institutionalistischer Perspektive untersucht hat.²⁹

Was also ist eigentlich Vertrauen bzw. soll im Folgenden unter Vertrauen verstanden werden? Grundsätzlich gehört Vertrauen in den Kontext der Interaktion mindestens zweier Akteure, einem, der Vertrauen schenkt, und einem, dem vertraut wird (selbstverständlich können diese Rollen auch wechselseitig eingenommen werden). Der, dem Vertrauen geschenkt wird, muss dabei die Möglichkeit besitzen, durch sein Handeln entweder zu nutzen oder zu schaden. Zudem muss der zu befürchtende Schaden größer sein als der zu erhoffende Nutzen, denn sonst braucht es kein Vertrauen, sondern es reicht Berechnung. Schließlich dürfen die Informationen, um über Vertrauen oder Misstrauen zu entscheiden, nicht hinreichend sein, vielmehr gilt, dass die vorhandenen Informationen überzogen werden müssen. In dieser Situation soll Vertrauen ein Verhalten bezeichnen, das so tut, als ob die Wahlmöglichkeit des Vertrauensnehmers nicht existiere, sondern sich dieser bereits zur Kooperation entschieden habe.³⁰ Dabei lassen sich verschiedene Grundlagen identifizieren, die den Vertrauensgeber zu dem Verhalten bewegen können.

Zunächst einmal kann Vertrauen rational sein. Wenn *ego* vermuten kann, dass sein Gegenüber dieselben Interessen hat wie er selbst, ist es durchaus plausibel, zu vertrauen. Das daraus folgende Problem besteht dann lediglich darin, woran jemand erkennen kann, dass sein Gegenüber tatsächlich dieselben Interessen verfolgt und damit vertrauenswürdig ist, und nicht allein vorgibt, solches zu sein. Vor allem Russel Hardin hat das Problem des Vertrauens auf die Existenz von *encapsulated interests* und die Zeichen, die auf diese verweisen, reduziert.³¹ Dabei besteht allerdings das Problem, dass das Phänomen des Vertrauens selbst damit letztlich eliminiert wird. Sobald jemand nämlich aufgrund der Eindeutigkeit der Zeichen, über die Vertrauenswürdigkeit vermittelt wird, weiß, dass sein Gegenüber schon aus Eigennutz kooperieren wird, braucht es kein Vertrauen mehr.

29 Möllering 2005a; Möllering 2005b; Möllering 2006.

30 Hierbei lassen sich mit Fritz Scharpf zwei unterschiedliche Level von Vertrauen unterscheiden: Schwaches Vertrauen bezeichnet die Erwartung, dass *alter* korrekte Angaben zu Zielen und Motiven macht und explizite Zusagen einhalten wird. Starkes Vertrauen geht darüber hinaus und bedeutet, dass man von *alter* erwartet, dass er auf die Auswahl von für ihn positiven Handlungsoptionen verzichten wird, wenn durch ihre Wahl *ego* geschädigt wird; Scharpf 2000, bes. S. 234.

31 Vgl. Anm. 21.

Zum zweiten kann Vertrauen auf dem ruhen, was Guido Möllering aus neo-institutionalistischer Perspektive Routine nennt:³² Vertrauen wird häufig nicht berechnet, ja nicht einmal reflektiert. Vielmehr vertraut man, weil eine entsprechende Disposition im Verlauf des Sozialisationsprozesses internalisiert worden ist, oder ganz schlicht, weil es in der Gesellschaft üblich ist zu vertrauen, weil es eben alle so machen.

Zum dritten kann Reflexivität Vertrauen begründen: *Ego* vertraut, weil im Verlauf einer Interaktionsgeschichte deutlich geworden ist, dass *alter* zu vertrauen ist.³³ Dies verbindet sich dann damit, dass versucht werden kann, Vertrauen auch aktiv zu erzeugen, indem man etwa zunächst in kleineren Zusammenhängen vertraut, in Bereichen also, wo sich der Schaden bei Defektion in Grenzen hält, um so zunächst Vertrauenswürdigkeit zu prüfen, und dann – so sich *alter* als vertrauenswürdig erweist – Vertrauen auch in größeren und wichtigeren Bereichen zu schenken.³⁴ Ebenso gehört in diesen Bereich die aktive Selbstdarstellung eines Akteurs als vertrauenswürdig.

Hinzuweisen ist allerdings darauf, dass diese drei Faktoren zwar die Grundlage von Vertrauen bilden können, sich Vertrauen aber nicht notwendig aus ihnen ableiten lässt. Hinzutreten muss stets noch ein weiterer Akt, nämlich die Aufhebung von Ungewissheit, der eigentliche Moment des Vertrauens.³⁵

Diese Grundlagen sind nun nicht unter allen strukturellen Bedingungen bzw. in allen historischen Gesellschaften in gleicher Weise gegeben. Vielmehr lassen sich eine Reihe von Faktoren identifizieren, die dafür verantwortlich zu machen sind, ob sich in einer Gesellschaft eine Vertrauenskultur etablieren kann oder sie – strukturell durchaus äquivalent – von Misstrauen geprägt wird.³⁶

Zentral ist zunächst einmal die Ausprägung eines gemeinsamen Werte- und Normensystems. Damit ist noch nicht verbunden, dass Vertrauen Teil desselben ist, auch wenn das selbstverständlich nicht schadet. Vielmehr geht es darum, dass gemeinsam geteilte Werte innerhalb einer Gruppe für ein Gefühl der Sicherheit sorgen, das für die Entstehung von Vertrauen von

32 Möllering 2006, S. 51–75; vgl. ebenfalls habitualisierte Formen von Vertrauen betonend die Ausführungen von Endreß 2002, S. 68–72; Endreß 2012, S. 82–85.

33 Vertrauen als Folge einer Interaktionsgeschichte und aus dieser resultierender Vertraulichkeit ist die in der Literatur am weitesten verbreitete Verbindung. Vgl. etwa Luhmann 2000, Nooteboom 1996, bes. S. 989.

34 Zum Konzept des *active trust* vgl. Giddens 1996.

35 Möllering 2006, S. 105–126.

36 Sztompka 1999, S. 119–138.

Vorteil ist. Wer sicher ist, kann es sich leisten zu vertrauen und reflektiert sein Tun zugleich in geringerem Ausmaß.

In die gleiche Richtung weist auch die Stabilität sozialer Ordnung, die nicht nur Ergebnis, sondern eben auch Voraussetzung von Vertrauen ist.³⁷ Auch hier gilt: Stabilität schafft Sicherheit, und das Gefühl der Sicherheit erleichtert es, Risiken wie das Schenken von Vertrauen einzugehen. Gesellschaften, die von beschleunigtem Wandel geprägt sind, bieten für die Ausbildung von Vertrauen hingegen wenig Grundlagen: Wandel erschwert die Identifikation gleicher Interessen ebenso, wie es die Eindeutigkeit der Zeichensysteme tangiert, über die Vertrauenswürdigkeit vermittelt wird. Zudem führt beschleunigter Wandel dazu, dass Akteure ihr Verhalten in der sich ständig verändernden Umwelt reflektieren, was die Selbstverständlichkeit von Vertrauensroutinen unterbricht. Schließlich führt die ständige Veränderung dazu, dass der Aufbau von Vertrauensbeziehungen durch kleinschrittige Angebote und ständiges Überprüfen von Kooperation bzw. Defektion, also das, was Anthony Giddens *active trust* genannt hat, erschwert wird.³⁸

Auch das Ausmaß an Transparenz nimmt auf die Ausbildung von Vertrauensbeziehungen Einfluss:³⁹ Besitzt *ego* Informationen zu Aufbau, Programmen, Zielen von Organisationen oder Personengruppen, so führt dies dazu, dass deren Verhalten für ihn vorhersagbar wird, womit wiederum Sicherheit einhergeht. So verstandene Transparenz ermöglicht den Aufbau von Vertrauensbeziehungen selbst dort, wo die Interessen der beteiligten Akteure auseinandergehen.⁴⁰ Ganz anders verhält es sich dort, wo der Informationsfluss niedrig, Geheimniskrämerei an der Tagesordnung ist und lediglich vage Gerüchte als Ausgangspunkt für eigenes Handeln zur Verfügung stehen. Unter solchen Bedingungen scheint ein »gesundes« Misstrauen bei der Wahl riskanter Handlungsoptionen die plausiblere Wahl.⁴¹ In dieselbe Richtung weisen die beiden letzten Faktoren: Vertrautheit und Zuverlässigkeit.⁴² In der Welt, die man kennt, bewegt man sich sicherer und ist eher bereit, Vertrauen zu schenken. Zuverlässigkeit ist schließlich ein wesentlicher Faktor, wenn es um die Wahrnehmung von Vertrauenswürdigkeit geht.

37 Giddens 1996, S. 81.

38 Ebd.

39 Sztompka 1995, S. 268f.; Sztompka 1999; Endreß 2012, S. 97f.

40 So Elster 2007, S. 349.

41 Sztompka 1995, S. 273; Sztompka 1999, S. 174f; Endreß 2010, S. 32.

42 Sztompka 1995, S. 259.

Sind damit die Grundlagen und die Bedingungen für die Ausbildung von Vertrauen beschrieben, so ist im Weiteren auf die Funktion von Vertrauen einzugehen. Niklas Luhmann hat in seiner grundlegenden Arbeit über das Phänomen »Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität«, die 1968 erstmals erschien, zwei Perspektiven betont:⁴³ Dabei geht er davon aus, dass sich Gesellschaften – bei ihm insbesondere moderne Gesellschaften – durch einen Überschuss an Möglichkeiten auszeichnen. Die Gesellschaften sind hyperkomplex. Vertrauen reduziert nun, wie bereits der Untertitel seiner Arbeit deutlich macht, Komplexität und macht damit zugleich wiederum komplexere Gesellschaften möglich.⁴⁴ Dabei sind zwei Aspekte zu unterscheiden:⁴⁵ Zunächst die Komplexität in zeitlicher Hinsicht: Es ist die Zukunft, die stets unsicher ist. Vertrauen ermöglicht in dieser Perspektive Handlungen, deren Ergebnisse keinen unmittelbaren Nutzen zeitigen oder, wie Luhmann selbst formulierte:

»Die Befriedigung von Bedürfnissen kann vertagt und doch sichergestellt werden. Instrumentelles, an Fernwirkungen orientiertes Handeln kann institutionalisiert werden, wenn der Zeithorizont eines Systems durch Vertrauen entsprechend ausgedehnt wird. Verfügung über liquide Geldmittel, Macht und Wahrheit, alles vertrauensabhängige Mechanismen, ermöglicht eine Indifferenz des Systems gegenüber zahllosen Umweltereignissen und damit Gewinn an Reaktionszeit.«⁴⁶

Neben die Zeit-Perspektive tritt die Stabilisierung von Rahmenbedingungen für Handlungs- und Interaktionsprozesse, die durch die soziale Komplexität der Gegenwart bedroht werden. Genauso wenig wie *ego* vorhersagen kann, was morgen geschieht, kann er wissen, wie sich sein Gegenüber verhalten wird.⁴⁷

Diese Reduktion von Komplexität in sozialer Hinsicht ermöglicht es nun, auf die Kontrolle des Handelns des jeweils anderen zu verzichten bzw. diese zumindest einzuschränken. Dieser Verzicht wiederum macht Ressourcen frei, die ansonsten für genau diese Kontrolle benötigt würden, ermöglicht spontaneres Handeln und schafft die Grundlage für eine höhere Dichte

43 Luhmann 2000.

44 »Wo es Vertrauen gibt, gibt es mehr Möglichkeiten des Erlebens und Handelns, steigt die Komplexität des sozialen Systems, also die Zahl der Möglichkeiten, die es mit seiner Struktur vereinbaren kann, weil im Vertrauen eine wirksame Form der Reduktion von Komplexität zur Verfügung steht.« Luhmann 2000, S. 8f.

45 Endreß 2002, S. 11; Luhmann 2000, S. 9–20.

46 Luhmann 2000, S. 117.

47 Sztompka 1995, S. 256; Sztompka 1999, S. 21–24.

von Interaktionsbeziehungen.⁴⁸ Auch die Qualität dieser Interaktionen verändert sich: Vertrauen geht nicht allein von der Kooperation des Vertrauensnehmers aus, vielmehr führt erwidertes Vertrauen, also eine bestehende Vertrauenskultur, zu einer Ausweitung kooperativen Verhaltens mit den damit verbundenen Möglichkeiten, Kooperationsgewinne zu generieren.⁴⁹

Unterschieden werden muss das Vertrauen dabei nach dem Gegenstand, auf den es sich richtet: Vertrauen ist zunächst selbstverständlich eine Angelegenheit einzelner Akteure, bei denen das Vertrauen darauf aufbaut, dass sie sich kennen.⁵⁰ In eine ähnliche Richtung weist das Vertrauen über Dritte: Zwar kennt *ego alter* nicht persönlich, aber zumindest gibt es eine dritte Person, die in Nahbeziehung zu *alter* steht, der *ego* vertraut, und dieses Vertrauen kann dann wiederum übertragen werden.⁵¹ Netzwerke funktionieren häufig über diese Übertragung von Vertrauen.⁵² In komplexeren Gesellschaften – und dazu zählen ohne Zweifel bereits die Gesellschaften des klassischen Griechenlands, der römischen Republik und der römischen Kaiserzeit – reichen diese Formen von Vertrauen nicht mehr aus. Es tritt Systemvertrauen hinzu.⁵³ Damit ist sowohl das Vertrauen in unterschiedliche generalisierte Medien – wie etwa Geld, Macht oder Wahrheit – gemeint als auch das Vertrauen in Personen, das nicht aus dem Kennen resultiert, sondern aus strukturellen Faktoren abgeleitet wird. Man vertraut einem Arzt, wenn man ihn das erste Mal aufsucht, weil man auf die Qualität seiner Ausbildung und seiner damit einhergehenden Professionalität vertraut.⁵⁴ Dieses abgeleitete Vertrauen lässt sich auch noch weiter fassen: Grundsätzlich lassen sich Gruppen definieren, deren Mitgliedern *per se* Vertrauenswürdigkeit zugeschrieben wird.⁵⁵ Dies kann neben den erwähnten Berufsgruppen auch für die Mitglieder bestimmter Organisationen oder bestimmter sozialer Gruppen oder in noch weiter generalisierter Form für den Mitbürger an sich gelten.⁵⁶ Problematisch ist in all diesen Fällen wiederum die Erkennbarkeit

48 Sztompka 1995, S. 260.

49 Sztompka 1999, S. 62–65; vgl. dagegen zur Rolle von Misstrauen, das kooperatives Verhalten behindert, Gambetta 1988, S. 219.

50 Luhmann 2000, S. 47–60.

51 Sztompka 1999, S. 46–51.

52 Etwa Bachmann 2001; Buskens/Raub 2004; Scharpf 2000, S. 233–240.

53 Luhmann 2000, S. 60–79.

54 Sztompka 1995, S. 258.

55 Offe 2001, S. 271–273.

56 Offe 2001, S. 266f.; vgl. Sztompka 1995, S. 257f.